

**Karlheinz Roßbacher: Literatur und Liberalismus. Zur Kultur der Ringstraßenzeit in Wien. — Wien - Salzburg: Dachs Verlag 1992. 580 S.**

Einer von der Literaturwissenschaft bis in die jüngste Vergangenheit kaum beachteten literaturhistorischen Periode widmet sich in dieser Arbeit der Autor Karlheinz Roßbacher. Wie bereits der Titel andeutet, gibt sich Roßbacher mit einer bloßen literaturwissenschaftlichen Analyse der ausgewählten Epoche keineswegs zufrieden, sondern beabsichtigt, deren Kultur umfassend darzustellen, und zwar vor dem historischen Hintergrund des geistigen Lebens der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Diesen Hintergrund bilden im Vielvölkerstaat, mit kurzen Stichwörtern ausgedrückt, folgende Faktoren: das geistige Leben des Liberalismus und der Ringstraßenkultur, der Wertverlust des Adels, die Aristokratisierungstendenzen der Bourgeoisie, die Industrialisierung, die sozialen Ungleichheiten der Stände, der Kultur- und Publikationsbetrieb, die Presse, der Kirchenkampf, die Lage des Judentums, die Frauenfrage, und das Nationalitätenproblem.

Bis jetzt fehlte es an Werken ähnlichen Charakters: es regt zur Erforschung von den Vorereignissen der Kultur der Jahrhundertwende an; es läßt einer beinahe in Vergessenheit geratenen Literatur ihren wohlverdienten Platz zukommen.

In der Einleitung (S. 11-31) gelingt es dem Verfasser mit Hilfe origineller Zitate von damaligen Politikern und Künstlern, das widerspruchsvolle Wesen der liberalen Ära zu erfassen, indem er eine Parallele zwischen einigen akuten Problemen der Vergangenheit und der Gegenwart zieht. Er gelangt dadurch zu einer höchst interessanten subjektiven Folgerung. Demnach würden die Probleme der liberalen Epoche in manch verändertem Gewande mit einem verblüffend langen Arm in unsere Gegenwart reichen.

Der Verfasser hebt die sog. „Kernautoren“ der Zeit hervor, deren Schaffen den Gegenstand des Buches bildet. Es sind bedeutsame Persönlichkeiten, die den literarischen Stil der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts prägten, und die von Roßbacher unter dem Aspekt ihres Stils und ihrer Themenwahl zum vielumstrittenen Begriff des poetischen Realismus gerechnet werden; es handelt sich vor allem um Ludwig Anzengruber, Marie von Ebner-Eschenbach und Ferdinand von Saar. Aufgrund der Untersuchung des Schaffens dieser Autoren formuliert der Salzburger Germanist seine bis jetzt nur erahnte These, die in Zukunft weitere Diskussionen auslösen könnte. In seiner Perspektive gelangte nämlich die Literatur, vertreten von den genannten Kernautoren, in eine Position, in der sie mit weitgehender Verweigerung des Geistes der Gründer- und Ringstraßenzeit der Architektur, der Malerei und der Operette gegenüberstand. Die brennenden Fragen der Zeit finden nämlich nach Roßbacher im Werk der Kernautoren Ausdruck. Diese Überzeugung spiegelt der Aufbau der Publikation.

\* \* \*

Nach der Einleitung ist sie in drei große Kapitel gegliedert.

Kapitel A (*Die liberale Ära*, S. 31-79) und Kapitel B (*Literatur und Literaten im Kultur- und Verwertungsbetrieb*, S. 79-115) machen den politischen, kulturellen und historischen Hintergrund sichtbar. Aus der Erörterung geht hervor, wie sehr sich die Kultur nach dem literaturfremden Geschmack der Liberalen richtete. Demgemäß braucht man sich über die schwache Position, die unwürdige Geringschätzung der Literatur gar nicht zu wundern, in deren Bereich unter den allmählich vorherrschend gewordenen Marktverhältnissen der künstlerische Wert an Bedeutung verlor und der Autor zum Lohnschreiber degradiert wurde.

Kapitel C (*Die Antworten der Literatur auf die Themen der Zeit*, S. 117-475) bildet den Schwerpunkt der Arbeit. Es werden die erwähnten akuten Probleme der Zeit

analysiert, wobei das Bezugssystem das Schaffen der sog. Kernautoren liefert. Auf jeden einzelnen Bezugspunkt kann hier nicht eingegangen werden, einige sollen jedoch angedeutet werden.

Das Thema des Adels (S. 117-145) wird — laut Verfasser — besonders sensibel von Ebner-Eschenbach aufgenommen. Der Gedanke des Untergangs der alteingesessenen österreichischen Aristokratie, deren unmögliche, erstarrte Lebensführung sowie Mängel und Frevel veranlassen die selbst adlige Schriftstellerin zu einem immer schärferen Urteil über den eigenen Stand.

Die ansteigende Unsicherheit der aristokratischen Lebensführung ist eine Folge der technischen Entwicklung, die gleichzeitig auch eine gesellschaftliche Umschichtung zur Folge hat und die soziale Frage (S. 239-317) weiter zuspitzt. Die Behandlung bzw. Nicht-Behandlung der sozialen Probleme durch die liberale Führung löst bei diesen Kernautoren heftige Reaktionen aus. Sie vertreten allerdings keine affirmative Haltung mit den regierenden Schichten.

Das Frauenproblem (S. 317-389) findet ebenfalls im Werk der Ebner-Eschenbach seinen Niederschlag. Die Autorin lebte in der Zeit der beginnenden Emanzipationskämpfe und sie konnte unmöglich davon keine Notiz nehmen. Ihre Rolle in den emanzipatorischen Bestrebungen wird allerdings immer wieder in Frage gestellt, was zum Teil berechtigt zu sein scheint, da sie keine öffentliche Fürsprecherin der Frauenrechte war. Aus Roßbachers Sicht geht aber eindeutig hervor, daß sie mit vielen Zielen der Frauenbewegung sympathisierte, insbesondere mit denen, die die benachteiligte Stellung des weiblichen Geschlechts in der Bildung und in der Eheschließung betrafen. In Werken wie „Lotti, die Uhrmacherin“ und „Komteß Paula“ setzt sie sich mit allen Kräften für die Gleichberechtigung der Frauen ein.

Das erörterte Werk von Roßbacher wird dem gesetzten Ziel, einen Querschnitt des geistigen Lebens der Gründerzeit mit Einbeziehung des Schaffens der drei prägendsten dichterischen Persönlichkeiten der Epoche zu bieten, hervorragend gerecht. Die Frage, wie real und objektiv eine Wiedergabe des geistigen Lebens aufgrund der dargestellten Welt in literarischen Werken erfolgen und dem Interessenten eine ebenfalls objektive Beurteilung einer längst verschwundenen Welt erlauben kann, ist umstritten, ebenso wie das ewige Problem des Realitätsanspruchs literarischer Werke. Trotzdem scheint diese Arbeit weitgehend überzeugend (mit zeitgenössischen Zitaten und Fakten) belegt worden zu sein. Der Übersichtlichkeit und der Bestätigung des Objektivitätsanspruchs dient auch der Anhang, in dem außer dem Werk- und Personenregister ein reichhaltiges und bedeutendes Verzeichnis der weiteren Sekundärliteratur angefügt wurde.

*Anikó Zsigmond  
(Szombathely)*

### **Hannah Arendt: Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik. — München: Piper 1992. 296 S.**

„Rahels Lebensgeschichte so nachzuerzählen, wie sie selbst sie hätte erzählen können.“ — ist das Ziel von Hannah Arendt, wie sie es im Vorwort des Buches formuliert. Die Autorin schreibt nicht einfach eine Biographie über Rahel, über ihre Stellung, Bedeutung und Wirkung in der Romantik — diese Aufgabe hat die Literaturgeschichtsschreibung schon längst geleistet. Auch die besondere Rolle der Juden im deutschen literarischen Leben ist in zahlreichen Studien und Traktaten erörtert worden.

Hannah Arendt versucht, die Persönlichkeit von Rahel Varnhagen, eine der interessantesten Frauen der deutschen Literaturgeschichte, lebensnah darzustellen, ihre

Gedankenwelt, ihr Lebensgefühl bildhaft zu schildern. Der Autorin ist es gelungen, die Lebensgeschichte dieser ungewöhnlichen Frau nach den originalen Quellen, die Rahel hinterließ, ebenso einfühlsam wie erhellend nachzuvollziehen. Sie stützt sich dabei auf ein umfangreiches, teilweise schon veröffentlichtes, aber in erster Linie ungedrucktes Material; auf die Dokumente des Rahel-Nachlasses: auf den recht ausgedehnten Briefwechsel von Rahel, den sie unter anderem mit Rebecca Friedländer, Paulina Wiesel, Friedrich von Gentz, August von Varnhagen, Karl Gustav von Brinckmann, Alexander von der Marwitz und dem Jugendfreund David Veit geführt hat.

So ist eine große „innere Biographie“ entstanden, eine genau dokumentierte und zugleich romanhaft spannende Darstellung einer der bedeutendsten Frauen der ausgehenden Goethe-Zeit, deren Geist und Persönlichkeit das kulturelle Leben stark beeinflusste, die für eine der gebildetesten Frauen ihrer Zeit gehalten wurde, von der sich jeder faszinieren ließ. Ihr Berliner Salon war für ein Jahrzehnt Treffpunkt der Romantiker und der Anhänger des Vormärz, ein geistiges Zentrum für bedeutende Zeitgenossen wie Clemens von Brentano, Achim von Arnim, Carl Maria von Weber ebenso wie für Alexander von Humboldt, Ferdinand Lassalle, Heinrich Heine u. a. Durch die Darstellung von Rahels Leben, durch ihr Ringen mit ihrer jüdischen Herkunft, und durch ihren Protest gegen die daraus folgende Ausgeschlossenheit aus der Gesellschaft zeichnet sich auch das exemplarische Schicksal der Jüdin, die die Erfahrung des Andersseins immer wieder belastend und stimulierend in seiner ganzen Ambivalenz — Judentum als Makel und Auszeichnung — erlebt. In dieser Weise legt Arendts Buch trotz aller seiner Subjektivität Gesetzmäßigkeiten bloß, die nicht nur Rahel betreffen. Der Verfasserin ist mit dieser Biographie zugleich ein herausragendes Stück Geschichtsschreibung über das deutsche Judentum im 19. Jahrhundert und das Doppelgesicht der jüdischen Assimilation gelungen.

Als Anhang zur Biographie folgen eine Auswahl von Rahels Briefen und einige Auszüge aus ihrem Tagebuch, so kann der Leser u. a. auch durch ihr unsicheres, aber charmantes Deutsch eine ganz unmittelbare Erfahrung gewinnen.

Mónika Kusztor  
(Budapest)

**Norbert Winkler – Wolfgang Kraus (Hrsg.): Franz Kafka in der kommunistischen Welt. Schriftenreihe der österreichischen Franz Kafka-Gesellschaft. Band 5. — Wien – Köln – Weimar: Böhlau Verlag 1993. 154 S.**

Als fünfter Band der Schriftenreihe der Franz Kafka-Gesellschaft ist ein Band entstanden, der über die Kafka-Leser in aller Welt hinaus auch besonders in den osteuropäischen Ländern auf Interesse bei den nicht in erster Linie Kafka bevorzugenden Lesern stoßen wird, da der Titel *Franz Kafka in der kommunistischen Welt* lautet und somit schon angedeutet ist, daß es im Band ganz allgemein auch um die Reaktionen der kommunistischen Welt auf einen Autor gehen wird, den man offiziell zu den unbequemen, ja ausgesprochen gefährlichen rechnete. Grundlage des Bandes sind die im Jahre 1991 in Klosterneuburg vorgetragenen Referate auf dem Franz Kafka-Symposium, das dadurch, daß viele der Vortragenden auch Leidtragende der kommunistischen Kulturpolitik ihrer Länder waren, bewegende und erschütternde Aussagen zur eigenen Biographie bot — was man auch diesem Band entnehmen kann.

*Die Rolle von Kafkas Werk für die Selbstbewußtwerdung von Literatur und Literaturwissenschaft* ist der Beitrag von Penka Angelova betitelt, in dem sie der Frage

der offiziellen Rezeption Kafkas in der marxistischen Literaturwissenschaft nachgeht. Als drei wichtige Etappen sieht sie hierbei die Kafka-Debatte um Brecht, Benjamin, Adorno und Scholem in den 40er Jahren, dann in den 50er Jahren das Spannungsfeld zwischen Franz Weiskopfs Aufsatz *Kafka und die Folgen* und der Kafka-Konferenz im Jahre 1963 in Liblice sowie schließlich in den 70er und 80er Jahren die neuen Annäherungsversuche an Kafka in der DDR.

Eduard Goldstücker stellt die grundlegende Frage, an der man bei der Behandlung des Themas nicht vorbeigehen kann, im Titel seines Vortrages: *Warum hatte die kommunistische Welt Angst vor Franz Kafka?* Die Antwort ergibt sich nicht nur aus der Beschaffenheit von Kafkas Werken, die den Postulaten des sozialistischen Realismus diametral entgegengesetzt waren, sondern auch aus den Zeitumständen: das, was die offizielle Kulturpolitik im allgemeinen das „Modernistische“, „Formalistische“, „Dekadente“ und „Pessimistische“ nannte, ist zwar auch in den Werken von Joyce und Proust zu finden, doch wurden letztere Autoren nicht derart totgeschwiegen wie Franz Kafka, wofür zusätzlich zu den Themen in Kafkas Werken noch der Umstand verantwortlich gemacht werden kann, daß in den 50er Jahren Kafka zu den meistdiskutierten Autoren im Westen gehörte und er von den westlichen Propagandisten zu ihren eigenen Zwecken genutzt wurde — weshalb Moskaus Ideologen Kafka umso mehr als westliche Schmuggelware, als getarnten ideologischen Sprengstoff ansahen.

Stefan H. Kaszynski beschäftigt sich mit *Franz Kafka in Polen. Aspekte der Rezeption und Nachwirkung*, wobei er als Gesichtspunkte die Vermittlung des Werkes an den polnischen Leser, das Werk als Gegenstand der Literaturkritik, Essayistik und Literaturwissenschaft sowie das Phänomen der Nachwirkung und Inspiration für polnische Schriftsteller nimmt. Dabei ist beachtenswert, daß es in Polen bereits früh, noch vor dem II. Weltkrieg eine Tradition der Vermittlung der Werke Kafkas an polnische Leser gab, die auch nach 1945 nicht abnahm.

Der häufig gebrauchte Ausdruck „kafkaesk“ steht mit dem erläuternden Untertitel „Die Bedeutung eines Wortes im real existierenden Sozialismus oder Franz Kafkas Prozeß gegen Josef St.“ im Mittelpunkt der Betrachtungen von Endre Kiss. Das Werk Kafkas sei durch die auf Grund des Prinzips des sozialistischen Realismus agierende Kritik (Zensur) als „nicht real“, als „nicht wirklich“ abqualifiziert worden, wobei geradezu grotesk, ja „kafkaesk“ war, daß der für sich selbst die Widerspiegelung der Wirklichkeit in Anspruch nehmende sozialistische Realismus nichts stärker verfolgte als Werke, in denen die Wirklichkeit konsequent wiedergegeben wurde — wie etwa in den Werken von Solženizyn.

*Die Anfänge der Kafka-Rezeption im serbokroatischen Sprachraum* liegen im Jahre 1953, als die erste Übersetzung von Kafkas *Prozeß* in serbokroatischer Sprache vorlag — erfahren wir aus dem Beitrag von Mirko Krivokapic. In einem Umfeld, in dem die Literatur die Aufgabe hatte, mit den politischen Zielen des Landes im Einklang zu stehen, traf das Werk Kafkas auch hier auf politische und ideologische Vorbehalte, doch war die offizielle Kunstauffassung, die man als „sozialistischen Ästhetizismus“ bezeichnete und die sich als Antwort auf den sozialistischen Realismus begriff, in ihrem Gebahren weniger dogmatisch und duldet solche Autoren wie Kafka.

*Jan Grossmans Deutung und Dramatisierung des Prozeß-Fragments* beschäftigt Kurt Krolop und daran anschließend lesen wir das Referat *Zur Kafka-Rezeption im tschechischen Drama und Theater der letzten Jahrzehnte* von Jiri Munzar. Während ersterer sich konkret mit der Prozeß-Inszenierung von Jan Grossman beschäftigt, die am 26. Mai 1966 ihre Premiere in Prag hatte, erfahren wir aus dem zweiten Beitrag, daß Franz Kafka nicht nur durch die Dramatisierungen seiner Werke auf den tschechischen Bühnen präsent war, sondern eine Reihe von Autoren auch zu Stücken inspizierte.

Michael Rudnitzki geht in seinem Beitrag *Franz Kafka in der totalitären Welt* der Frage nach, worin für die totalitären Machthaber der Sprengstoff im Werk Kafkas bestand. Der erstarrte Totalitarismus schreckte zurück vor der wirksamen Lebendigkeit der Kunst Kafkas, die — wie Michael Rudnitzki an Beispielen aus seinem eigenen Leben darstellt — immer wieder Kraft im Alltag gab, die unseligen Zustände in der Sowjetunion zu ertragen und ihnen zu widerstehen.

Die Frage *Franz Kafka in der Sowjetunion?* ist der Titel des Referates von Dimitrij W. Satonsky, der bereits sehr früh die Werke Kafkas kennengelernt hatte. Mit Hilfe dramatischer Beispiele erhalten wir ein Bild darüber, mit welchen Opfern und welcher Ausdauer Intellektuelle in der Sowjetunion sich — auch — für die Veröffentlichung der Werke Kafkas einsetzten, welcher Ignoranz sie seitens der Staatsmacht begegneten, sich aber trotzdem durchsetzten.

Bereits im Titel seines Beitrages *Kafka aus Prager Sicht 1963. Ein Rückblick von 1991* deutet Jiri Stromsik an, daß er über die Nachzeichnung der offiziellen Stellung Prags zu Kafka im Jahre 1963 hinaus auch eine Einordnung der damaligen Positionen in eine historische Perspektive zu unternehmen versucht.

Zur Vielschichtigkeit der Kafka-Rezeption in der CSR 1945-1989 lesen wir schließlich noch einen Beitrag von Ludvík E. Václavek.

Wir halten einen interessanten, ja ausgesprochen spannenden Band in der Hand, der vielleicht sogar für die Leser aus dem ehemaligen kommunistischen Block viel-sagender ist als für Leser aus dem Westen, die hier Einblick in eine ihnen weniger bekannte Welt bekommen.

Erkennbar wird dabei den westlichen Lesern am Beispiel des Umgangs der Regime mit Kafkas Werken, daß der Ostblock bei aller Einheitlichkeit — zum Glück — doch kein monolithischer Block war, sondern sehr prägnante Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern existierten. Während in Polen die Kafka-Rezeption geduldet worden war, war es z. B. in der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und in der DDR zu verschiedenen Zeitpunkten nicht möglich, sich mit Kafka zu beschäftigen.

Sicherlich steckt hinter dieser sehr nüchtern-papierenen Feststellung sehr-sehr viel Mut, Einsatz, Engagement.

Mögen sie erhalten bleiben.

Gábor Kerekes  
(Budapest)

**Max Reinhardt — Die Träume des Magiers. Hrsg. von Edda Fuhrich und Gisela Prossnitz. — Salzburg: Residenz Verlag 1993. 215 S.**

„A színészek színházában hiszek“. Max Reinhardt színháza. [„Ich glaube an ein Theater, das dem Schauspieler gehört.“ Max Reinhardts Theater.] Hrsg. Országos Színháztörténeti Múzeum és Intézet. [Landesmuseum und -institut für Theatergeschichte.] — Budapest 1994. 156+12 S.

Ein über seine Epoche und die deutsche Sprachgrenze hinaus wirkender Name erfährt in dem ersten der vorliegenden Werke eine erneute Würdigung. Es bildet zugleich auch den Katalog zu der in vielen europäischen und einigen amerikanischen Städten gezeigten Wanderausstellung, welche die Herausgeberinnen als Angehörige der Max

Reinhardt-Forschungsstätte Salzburg/Wien anlässlich des 50. Todestages des großen Theatermannes (1873-1943) zusammengestellt haben.

Über einen reinen Ausstellungskatalog (ein solcher ist broschiert beigelegt) geht der 215 Seiten umfassende Band weit hinaus. Die Lebens- und Hauptwirkungskreise Max Reinhardts chronologisch verfolgend, entspricht die inhaltliche Gliederung dem Aufbau der Ausstellung: die insgesamt elf Themenkreise werden in dem Werk aufgegriffen, das sich wie ein schillerndes Mosaik aus vielen verschiedenartigen Einzelteilen zusammensetzt.

Beginnend mit der Schilderung der Familienverhältnisse und der Kindheit folgt der Werdegang als Schauspieler, Regisseur, Theatergründer, -besitzer und -leiter sowie Gründer von Schauspielschulen; die wichtigen Orte sind Wien, Salzburg, Berlin, wiederum Salzburg, später Wien mit Berlin konkurrierend; daneben die Gastspiele und Gastinszenierungen in Europa und der Eroberungsversuch der amerikanischen Theater- und Filmwelt; schließlich die Emigration und sein Leben und Schaffen im amerikanischen Exil bis zu seinem Tode.

Die Betonung liegt auf den eigenen Äußerungen Max Reinhardts: diese werden zu dokumentierenden, aufschlußreichen Textkompositionen zusammengefügt. Originaldokumente in Form von Reden, Briefen, Presse-Interviews und persönlichen Notizen Reinhardts wechseln einander ab mit einleitend-erklärenden sowie übergreifend-zusammenfassenden Verbindungstexten der Herausgeberinnen und formen sich zu einem organischen Ganzen.

Dem Leser werden tiefere Einblicke vermittelt in das vielschichtige, umfangreiche Lebenswerk des Künstlers — und durch die Betrachtung des Werkes hindurch wird auch vieles von dem Menschen Reinhardt sichtbar, oder doch wenigstens erahnbar. Hintergründe und Zusammenhänge tun sich auf, und im allgemeinen nicht bedachte Aspekte rücken ins Blickfeld; so zum Beispiel, daß die berühmte „Gastspielfreudigkeit“ Max Reinhardts oft nur ein aus-der-Not-eine-Tugend-machender Rettungsversuch war aus finanziellen oder politischen Zwangslagen heraus.

Sein zäher und zermürbender Kampf mit den Behörden um die Genehmigung seiner Theaterprojekte und baulicher Vorhaben spiegelt sich in den Bewilligungsanträgen wider. Das Verhältnis zu einzelnen Kollegen und engen Mitarbeitern wird ersichtlich aus Briefen und Glückwunschbezeugungen. Sorgfältig zusammengetragen sind die Presseäußerungen, Notizen und aufgezeichnete Gespräche Reinhardts mit seinen Mitarbeitern zu künstlerischen und theatertheoretischen Fragen und Themen: Regie, Bühnenleitung, Spielplangestaltung, Ausstattung, Schauspielereziehung. Da ihm theoretische Abhandlungen widerstrebten und er solche für die Nachwelt auch nicht verfaßt hat, sind dies wertvolle — die einzigen — Quellen aus erster Hand. In einigen Dokumenten äußert sich Reinhardt selbstkritisch zu den Irrgängen innerhalb seines Schaffens. Die teilweise sehr persönlichen Äußerungen zu seinen Träumen und Plänen lassen die inneren Beweggründe, die Triebfeder für sein Handeln erkennen.

Besondere Erwähnung verdient das sorgfältig ausgesuchte, zahlreich eingestreute Bildmaterial, das sich mit jenem in der Ausstellung gezeigten deckt. Vielfalt und Ausgefallenheit sind auch hier kennzeichnend: weniger bekannte Rollen- und Szenenfotos, Privataufnahmen, historische Ansichten der Wohn- und Wirkungsorte, Theater, Spielstätten, Plakatentwürfe, Theaterzettel, Bühnenbildmodelle, Szenenentwürfe, Figurinen, amtliche Dokumente, Urkunden und Handschriften-Faximiles finden sich darunter. Den Schluß bildet die Auflistung biographischer Daten im Anhang, wobei das Hauptgewicht auf den beruflich-künstlerisch bedeutenden Ereignissen liegt. In erster Linie an ein theaterinteressiertes Publikum gerichtet, mag dieses Werk aber auch dem wissenschaftlich Arbeitenden dienlich sein für eine erste breitere Orientierung: die Angabe der Urquelle sowie des Aufbewahrungsortes bei Archivmaterial sind eine nützliche Hilfe.

Das Werk kann als wertvolle Ergänzung angesehen werden zu dem bereits vorhandenen Reinhardt-Material; auf die Wiederholung von schon oft Zitiertem wurde weitgehend verzichtet zugunsten dem Aufzeigen weniger bekannter, neuer und auch ungewöhnlicher Sichtweisen und Zusammenhänge.

Auch in Ungarn findet der Name Max Reinhardts große Beachtung, wie es das zweite Werk, eine gelungene Textzusammenstellung des Landesmuseums und Instituts für Theatergeschichte zeigt. Mit diesem Werk ist dem des Ungarischen Kundigen ein wichtiger Schlüssel in die Hand gegeben; ihm tun sich hier im deutschsprachigen Raum wenig beachtete oder unbekannte Quellen auf hinsichtlich der Bedeutung Ungarns für Max Reinhardt und auch der Bedeutung Reinhardts für das ungarische Theater. Es sind keine unbedeutenden Namen aus der ungarischen Theaterwelt, die hier zitiert werden mit Ausschnitten aus ihren Autobiographien, Lebenserinnerungen, Zeitungsartikeln und Interviews.

Die einzelnen Verfasser, darunter Franz Molnár, stehen selbstredend für sich; lebendige, sehr individuelle Schilderungen über Begegnungen und Zusammenarbeit auf den verschiedensten Gebieten und an den unterschiedlichsten Orten reihen sich aneinander. Im Vordergrund steht die Beschreibung der Arbeitsmethoden Reinhardts, aber auch Persönliches fließt in großem Maße mit hinein, Anekdoten und Erlebnisse tragen dazu bei, ein erweitertes Bild auch von dem Privatmenschen Reinhardt — soweit es diesen überhaupt gab — zu erlangen.

Zusammenhänge kristallisieren sich heraus; der Leser wird Zeuge einer funktionierenden „Mundpropaganda“ und erfährt, wer mit wem durch wen bekannt war. Der Eindruck entsteht, Max Reinhardt und seine ungarischen Kollegen, Mitarbeiter und Freunde bildeten eine sich wechselseitig inspirierende Künstlerfamilie, die immer wieder zu fruchtbarer Zusammenarbeit im In- und Ausland zusammenfand.

*Isabella Kesselheim  
(Budapest)*

**Wolfgang Biesterfeld: Aufklärung und Utopie. Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur Literaturgeschichte. — Hamburg: Verlag Dr. Kovač 1993. 168 S.**

Das vorliegende Werk Biesterfelds kann einerseits als inhaltliche und thematische Erweiterung, Vertiefung und Ergänzung, andererseits als zeitliche und räumliche Verengung und Konzentrierung, aber jedenfalls als Fortsetzung seiner früheren Arbeit *Die literarische Utopie* (Stuttgart: Metzler 1974/1982 = Sammlung Metzler 127) betrachtet werden. Dieses erste Buch gibt einen ausführlichen chronologischen Überblick über die Gattungsgeschichte der literarischen Utopie (von Platons *Politeia* bis zu der Science Fiction des 20. Jahrhunderts): d. h. keine tiefgreifenden philosophischen und literarischen Analysen der Texte, sondern in didaktischer Hinsicht unentbehrliche Erklärungen der wesentlichen Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Epochen, innerhalb der einzelnen Perioden und im Rahmen der „führenden“ Nationalliteraturen — mit philologisch sehr präzisen Hinweisen auf die Primär- und Sekundärliteratur zum Thema. Das kürzlich veröffentlichte Werk hingegen enthält eine ziemlich heterogene Sammlung von Einzeluntersuchungen, die fast ausschließlich die aufklärerische Utopie-Problematik thematisieren. Diese Auswahl ist geistes- und gattungsgeschichtlich durch

die Epoche selbst bedingt: die literarische Utopie scheint eine sehr adäquate Ausdrucksform der optimistischen Denkart der Aufklärung gewesen zu sein.

Was der Autor unter dem Begriff der literarischen Utopie versteht, wird erst im vorletzten Aufsatz der Sammlung genau definiert:

Seit Morus [...] bezeichnet man als Utopie die Vorstellung von einer bisher nicht realisierten Gesellschaft, das Muster einer Organisation menschlichen Zusammenlebens, für das die Geschichte noch kein Beispiel bietet, die Gesellschaftsfiktion, die sich durch die unvollkommene Wirklichkeit zum Entwurf einer besseren Möglichkeit herausgefordert sieht. (S. 139)

Im Sinne dieser Auffassung wird die Thematik jeder Einzelschrift behandelt.

Das Buch besteht aus zwölf, zwischen 1972-1993 geschriebenen, Aufsätzen und Vorträgen. In den ersten zwei Schriften werden uns in ihrer Gattung und in ihrem ästhetischen Wert völlig unterschiedliche Werke vorgestellt: *Friedrichs des Großen Antimachiavell als Text der Literaturgeschichte* und *Friedrich der Große als epischer Held: Daniel Jenischs Borussias* (1794). Wodurch die beiden Werke miteinander eng verbunden sind, ist die Gestalt des Preußenkönigs Friedrichs des Großen, dessen Persönlichkeit und Tätigkeit für die deutsche Aufklärung von großer Bedeutung war. Im ersten Aufsatz erscheint Friedrich als **Autor** eines Werkes, im zweiten als **literarischer Held**.

Der *Antimachiavell* Friedrichs als politisches Pamphlet des „aufgeklärten Absolutismus“ gegen die Ideen des Renaissancedenkers Machiavelli ist schon vielseitig analysiert worden. W. Biesterfeld behandelt das Dokument als literarischen Text; sein Vorhaben heißt: neben dem geschichtlichen Hintergrund und den Entstehungsbedingungen „ein Auge zu haben [...] auf Textgestalt und Überlieferung, auf das Verhältnis Autor-Adressaten, auf die Gattung, auf die Verarbeitung der Tradition, auf die Rezeption“. (S. 7) Die größte Leistung des Verfassers besteht in der Gattungsbestimmung von Friedrichs Werk als **Fürstenspiegel**, wobei nicht nur die gattungstypischen Merkmale der Schrift sehr überzeugend analysiert werden, sondern mit Feingefühl werden eben jene Kapitel und Charakterzüge des Textes hervorgehoben, die auf die größten Unterschiede zwischen den moral-, rechts- und staatsphilosophischen Auffassungen der so unterschiedlichen Epochen der europäischen Kulturgeschichte verweisen. Am Ende der Arbeit wird die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis Friedrichs angedeutet. Der Widerspruch, der hier nur kurz angesprochen wird, ist für das Thema des zweiten Aufsatzes des Sammelbandes entscheidend: Friedrich der Große als epischer Held, als idealisierte Hauptfigur eines literarischen Werkes konnte nur im Epos eines zweit-rangigen Autors der Aufklärungszeit auftreten — in Daniel Jenischs *Borussias*. Wie bekannt, hatte auch Friedrich Schiller ein Epos auf Friedrich den Großen geplant, aber 1791 schrieb er an Körner: „Friedrich II. ist kein Stoff für mich; [...] er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisierung an ihm vorzunehmen“. (S. 28) Die Idealisierung, die dem großen Historiker und Künstler der Zeit nicht gelingt, wird anhand des Stoffes, Friedrich und der Siebenjährige Krieg, von einem schon zu seinen Lebzeiten geringgeschätzten Autor versucht. Daniel Jenisch benennt sein Werk *Borussias* und nicht *Fridericias*, da er — dem Geist der Aufklärung völlig entsprechend — den Preußenkönig zwar zur Hauptperson, aber nicht zum Hauptgegenstand des Epos macht, „weil [...] er sich für sein Volk, nicht aber sein Volk für ihn geschaffen glaubte“. (S. 30) In seiner Textanalyse konzentriert sich W. Biesterfeld auf den aufklärerischen Ideengehalt (Herrscherlob — Herrscherkritik), gibt einige exemplarisch gewählte Textteile des Epos — mit Kommentaren zum Inhalt und zur Sprache, dabei verzichtet er aber auf die ästhetische Analyse und stilistische Wertung des Textes.

Den dritten Aufsatz der Sammlung: *Von der Prinzenziehung zur Emanzipation des Bürgers. Der Fürstenspiegel als Roman im Zeitalter der Aufklärung* kann man vom

theoretischen Standpunkt aus für das wichtigste Schriftstück des Sammelbandes halten. Dem Verfasser gelingt es, in den literarischen Gattungen *Utopie* und *Fürstenspiegel* neben dem grundsätzlich Gemeinsamen (aufklärerisches Erziehungsprogramm) auch das entscheidend Unterschiedliche hervorzuheben: das *Statische* in der Utopie (im Idealstaat herrscht der Beste bereits) und das *Dynamische* im Fürstenspiegel (Instrument politischer Pädagogik; Verbesserungsprozess des Herrschers und seines Volkes). Nach der theoretischen Abgrenzung der beiden Gattungen gibt der Verfasser einen für ihn sehr charakteristischen, philologisch präzisen Überblick über die gattungsgeschichtliche Entwicklung des Fürstenspiegels (von der Bibel bis zur Französischen Revolution), wobei er die deutschen Fürstenspiegel-Werke des 18. Jahrhunderts besonders ausführlich beschreibt und typologisiert.

Mit seinem Aufsatz *Theologe, Pädagoge, Literat: Carl Friedrich Bahrdt (1740-1792) als Dramatiker* hatte der Verfasser die Absicht, „einen quicklebendigen Bahrdt zu exhumieren“ gegenüber der Forschungstradition, die „den toten Bahrdt immer wieder exekutiert“. (S. 70) Bahrds Lustspiel *Das Religions-Edikt* (1789) ist und bleibt ein totes Tendenzdrama, das in den philosophisch-religiösen Kämpfen der Zeit (ähnlich wie Lessings Drama *Nathan der Weise*) eine wichtige Rolle gespielt hat, also zu den wertvollen geistesgeschichtlichen Denkmälern des 18. Jahrhunderts gehörte, aber eben im Vergleich zu Lessings Drama ist Bahrds Stück in ästhetischer Hinsicht heute nicht zu rehabilitieren.

In der Schrift über *Christoph August Tiedges Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf* wird ein ganz unbekanntes Gedicht des zu seiner Zeit sehr beliebten, heute aber fast vergessenen Poeten vorgeführt. Nach der Meinung des Verfassers ist „der literarische Rang des Textes [...] nicht eben hoch“ (S. 72), trotzdem ist es sehr interessant, wie sich ein typischer Vertreter der deutschen Spätaufklärung im Jahre 1798 in seinen elegischen Erinnerungen an die verlorene Schlacht des Siebenjährigen Krieges über die Auswirkungen des Krieges, die Gleichheit der Menschen im Tode und die Versöhnungsmöglichkeiten der feindlichen Nationen äußert. Die vorhandene Arbeit bildet eine interessante Ergänzung unserer Kenntnisse von den deutschen spätaufklärerischen Hoffnungen und Bestrebungen.

Das nächste Stück des Sammelbandes ist eine literarische und kulturgeschichtliche Kuriosität: *Ein früher Beitrag zu Begriff und Geschichte der Utopie. Heinrich von Ahlefeldts Disputatio Philosophica de Fictis Rebuspublicis*. Dieses Werk ist die Dissertation eines jungen Kieler Wissenschaftlers vom Jahre 1704 in deutscher Übersetzung von W. Biesterfeld — mit seiner einleitenden Analyse und seinen Erläuterungen zum Text. Wenn auch „die wissenschaftliche Leistung sowie die äußere Form der Arbeit des jungen Doktoranden nach heutigen Gesichtspunkten bedenklich erscheinen müßten“, wenn auch „seine Reihe der Staatsdichtungen unvollständig ist“ (S. 86) und wenn auch die selbständige Autorenschaft des sehr jungen v. Ahlefeldt teilweise fragwürdig ist (S. 104), kann die Dissertation, ihre deutschsprachige Ausgabe und die Analyse des Werkes als eine sehr wertvolle Leistung der Kieler Germanistik auf dem Gebiet der Aufklärungsforschung betrachtet werden.

Über ähnliche literarische Entdeckungen berichtet sein Aufsatz: *Glückselige Insel und Staat ohne Religion. Zwei kleine Utopien von Johann Gottlieb Faber (1717-1779)*. Im Buch Fabers *Gedichte und Abhandlungen in ungebundener Schreibart* (Tübingen bey Johann Georg Cotta, 1753) stieß Prof. Biesterfeld — auf der Suche nach vergessenen Fabeln — auf diese vergessenen Utopien. Beide Texte, die hier in der Sammlung veröffentlicht werden, beschäftigen sich mit sehr wichtigen Fragen der Aufklärung. Parallelen der Texte wie z. B.: Gott und Monarch, biblischer Schöpfungsbericht und utopischer Entwurf, Paradies und status naturalis (S. 163) werden die Literaturwissenschaftler zur weiteren Forschung anregen.

Es gibt noch fünf kleinere, thematisch ganz unterschiedliche Arbeiten in der Sammlung. Zwei von ihnen: *Die Christianopolis-Episode in Johann Michael von Loens Roman Der redliche Mann am Hofe* (1740) und *Brissot plädiert für Morus. Zur Rezeption der Utopia am Vorabend der Französischen Revolution* sind mit der Aufklärungsthematik des 18. Jahrhunderts eng verbunden und ergänzen die schon früher behandelte gattungsgeschichtliche Problematik der Fürstenspiegel- und Utopia-Traditionen.

In dem Aufsatz *Frauenutopien. Die Frau als Problem, Thema und Verfasserin der literarischen Utopie* findet man die am Anfang zitierte Utopie-Definition von wiederholt. Auch für den bedeutet „die Klassifizierung einer Utopie als feministisch oder (noch) nicht feministisch“ (S. 147) — wie jeder solche Klassifizierungsversuch der feministischen Literatur im allgemeinen — keine einfache Aufgabe. Deshalb bleibt sein Versuch „ein gedrängter Überblick“ (S. 149) — aber mit zahlreichen interessanten Informationen, Hinweisen und Zielsetzungen für die zukünftige Forschung zu dem Thema.

Márta Harmat  
(Szeged)

**Walter Myß (Hrsg.): Lexikon der Siebenbürger Sachsen. Geschichte, Kultur, Zivilisation, Wissenschaften, Wirtschaft, Lebensraum Siebenbürgen (Transsilvanien). — Thaur bei Innsbruck: Wort und Welt Verlag 1993. 624 S.**

Das nun vorliegende Lexikon ist tatsächlich ein langentbehrtes Werk: es faßt als erstes den in Jahrhunderten akkumulierten geistigen Schatz dieses kleinen Volkes von etwa zwei-drei Hunderttausend Menschen zusammen. Bei der Redaktion des Werkes hat man keine Grundforschung getrieben, aber das mindert nicht den Wert des Bandes, weil die Systematisierung der bisherigen wissenschaftlichen Ergebnisse auch so viel zu viel Arbeit von der kleinen Gruppe der Mitarbeiter verlangt hat.

Die Zusammenstellung des Schlagwortkatalogs des Lexikons durfte wohl schwierig sein, weil die schlechten materiellen Zustände die Veröffentlichung von Fachlexika nicht ermöglicht hatten, deshalb sollte die ganze Kultur der Siebenbürger Sachsen in ein einziges Werk aufgenommen werden. Die Redaktion hat sich aus diesem Grunde für Botanik, Brauchtum, Geographie, Geschichte, Pädagogik, Musik, Theologie und Wirtschaft entschieden und der Literatur und Sprachwissenschaft ist auch ein angemessener Platz eingeräumt worden. Ferner ist es auch problematisch den Begriff 'Sachse' zu definieren, da dieser im Laufe der Geschichte eine immer wandelnde Bedeutung gehabt hat. Weil ein solches Schlagwort fehlt, versucht ihn der Herausgeber im Vorwort zu konturieren, das aber nicht mehr als die schon längst bekannten Mythen zu wiederholen vermochte. Wären die Sachsen also eine Nation, Nationalität, ein Volk oder Volkssplitter? Sie seien keine Nation, weil sie keinen Staat gegründet und gegen „niemanden einen Angriffskrieg geführt“ (S. 5) hätten. Sie seien dagegen eine deutsche Volksgruppe, die „gegen die dunklen Kräfte“ kämpfen müßte, die sich als „Bollwerk der Christenheit“ erwiesen habe und die trotz allem „Hüter westlicher Kultur“ geblieben sei. Die Sachsen seien sogar Vermittler „einer überlegenen Kultur“ im südosteuropäischen Raum. Diese Auffassung ist das Erbe der Romantik, die heute kaum mehr salonfähig ist und die wissenschaftliche Erfassung dieser Kultur auch nicht vorantreibt. In Südosteuropa behaupten ein Dutzend Völker, sie hätten das Christentum gerettet, und ein halbes Dutzend, sie seien Vorposten westeuropäischer Gesittung.

Außerdem ist es eigentlich unmöglich, Kulturen nach einer Werteskala in eine Reihe zu stellen: Myß verwechselt die Kultur mit der Technik, wobei allgemein anerkannt wird, daß die Sachsen in Siebenbürgen in gewissen Perioden technisch am meisten entwickelt waren. Dieses romantische Selbstbewußtsein wird auch dadurch gesteigert, daß im Vorwort auch die Ausgewanderten zahlenmäßig zu den Sachsen gerechnet werden, obwohl darüber keine Daten vorliegen, in welchem Maße diese ihre Identität bewahrt haben, geschweige denn darüber, ob man Identität überhaupt messen kann.

Das Lexikon in seiner Gesamtheit hat aber keine romantische Grundstimmung: die Schlagwörter sind konsequent verfaßt und gut ausgeführt, es wird sehr sachlich berichtet. Man bekommt ein klares Bild über diese kleine Nation und sogar über die Nachbarvölker. In diese Enzyklopädie wurden nämlich nicht nur wichtige sächsische Persönlichkeiten aufgenommen, sondern auch diejenigen der Nachbarn, die für die siebenbürgisch-deutsche Kultur etwas geleistet haben, oder aber Impulse vermittelt haben. Die Ortsnamen sind auch Rumänisch und Ungarisch angegeben, so wird die Orientierung erleichtert, beim letzteren leider mit vielen Tippfehlern. Das Werk ist in einem sehr günstigen politischen Klima entstanden und es weiß auch, dieses zu nützen: frei, ohne jeglichen Zwang und Vorurteile versucht es, auch die Beziehung der Sachsen zu den anderen Völkern Siebenbürgens zu beschreiben, so wird über die Juden, Rumänen, Szekler und Zigeuner im transsilvanischen Raum berichtet. Schade, daß dem Arbeitskollektiv am Ende die Kräfte ausgegangen sind, und statt „Ungarn in Siebenbürgen“ ein historisches Schlagwort steht, wo dieses Land als „mittelalterliches Königreich“ definiert wird. Man kann aber durchaus sagen: wir haben ein siebenbürgisches Lexikon in der Hand und nicht nur ein sächsisches, was man über das in vieler Hinsicht ähnliche Romániai Magyar Irodalmi Lexikon (Lexikon des ungarischen Schrifttums in Rumänien) nicht behaupten kann.

Die Schlagwörter über die Literatur sind größtenteils von Stefan Sienerth bearbeitet worden. Sie erfüllen ausgezeichnet das gesetzte Ziel, eine objektive Zusammenfassung zu geben und ein erster Wegweiser zu sein. Die kurzen Berichte übertreffen die bisherigen Nachschlagewerke in ihrem aktuellen Stand und mit Angaben zu weiterführender Literatur sowie mit solchen Schlagwörtern, die offensichtlich in gewollt kurzgefaßter Form über ganze Perioden Übersicht geben. Es fehlt aber der Vormärz, die bedeutende Chronikliteratur des 17.-18. Jahrhunderts und die umstrittene Blütezeit. In der nächsten Auflage wäre es gut, nebst diesen dann auch Walter König, den großen Organisator, Georg Maurer, den in der DDR einen Namen gemachten Dichter, Bruno Zikeli, den ehemaligen Chefredakteur der Hermannstädter Zeitung, und vielleicht Johannes Tröster, den Verfasser der ersten Beschreibung Siebenbürgens, aufzunehmen.

Der Rezensent hatte heimlich die Hoffnung gehegt, daß dieses siebenbürgische Lexikon die verschollene Tradition der gemeinsamen, völkerübergreifenden transsilvanischen Literatur wiedererwecken wird, zu dem auch Sachsen beigetragen haben. Aber die Namen von Johann Seivert, der die *Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten und ihrer Schriften* (1785) herausgegeben hat, oder Friedrich Schuler-Libloy, der durch seinen *Kurzen Überblick der Literaturgeschichte Siebenbürgens* (1857) bekannt geworden ist, fehlen. Und nicht nur, daß Georg Jeremia Haners Werk *De scriptoribus rerum Hungaricarum et Transsilvanicarum saeculi XVII. scriptisque eorundem* unerwähnt bleibt, zu Haner selbst läßt sich lediglich die nichtssagende Information finden, daß er „als Bischof die Tätigkeit und den häufigen Zusammentritt der Synoden [förderte]. Im Auftrage der Regierung sollte bes. auf die Visitation der Schulen geachtet werden.“ Das letztgenannte Werk hat alle in Siebenbürgen tätigen Wissenschaftler vorgestellt, auch Martin Opitz zum Beispiel, der Siebenbürgen — gelinde gesagt — nicht mochte.

Das Lexikon leidet darunter, daß an manchen Schlagwörtern die nötigen Verweise auf andere Wissenschaftsgebiete fehlen. Sachs von Harteneck ist nur als historische Persönlichkeit beschrieben, und es wird nicht erwähnt, daß er das schönste Barock-Gedicht geschrieben hat. Ähnlich ist es Lutz Korodi ergangen, dessen Leistungen als Politiker gewürdigt werden, aber unberücksichtigt bleibt, daß er über die deutsch-ungarische Freundschaft Essays schrieb. Die literaturwissenschaftlichen Bemühungen des Linguisten Richard Huß werden nicht gewürdigt, ebensowenig wie seine „kriegsliterarische“ Tätigkeit. Das ist aber zu verstehen, weil auch bei anderen Literaten (Regine Ziegler, Heinrich Zillich) die ästhetisch und moralisch angreifbaren Werke nicht erwähnt worden sind.

Die Schlagwörter zur Literatur sind teilweise auch programmatisch: Sie konfrontieren Meinungen und damit weisen sie auf zukünftige Forschungswege. Was ist mit dem sozialistischen Realismus zu tun? Und wie soll man die nicht besonders gut gelungenen Werke der wegen ihnen verurteilten Schriftsteller analysieren? Viele solche Fragen stellt sich der aufmerksame Leser des Lexikons, und hoffentlich wird er auf die Beantwortung nicht lange warten müssen. Alles in allem hat man damit ein sehr nützliches und gutes Lexikon.

*András Balogh  
(Budapest)*

**Eckhard Heftrich – Helmut Koopmann (Hrsg.): Thomas Mann und seine Quellen. Festschrift für Hans Wysling. — Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann 1991. 319 S.**

Freunde und Kollegen ehrten 1991 mit einer Festschrift Hans Wysling, den Leiter des Züricher Thomas-Mann-Archivs zu seinem 65. Geburtstag. Nach Thomas Manns literarischen Quellen forschend verfolgen die Verfasser der einzelnen Aufsätze die in diesem Forschungsbereich maßgebende Methode Wyslings, nach der es in erster Linie nicht auf das bloße Aufzeigen der Quellen, sondern vielmehr auf die Darlegung der literarischen Realisation von Erlebnissen, auf das Begreifen des Werks im Entstehen ankommt.

Eckhard Heftrich, der Präsident der Thomas-Mann-Gesellschaft formuliert in seiner einleitenden Studie eine der wesentlichsten Aussagen des Bandes, indem er in Bezug auf das Werk Manns das Verfahren als „höheres Abschreiben“ bezeichnet und somit den Unterschied zwischen der primären und sekundären Quellendefinition erklärt. In diesem Sinne umfaßt der Begriff „literarische Quelle“ alles, woraus der Schaffende bewußt oder unbewußt schöpft, sei es private Korrespondenz, seien es Zeitungsartikel beliebiger Art, fachliche Informationen oder weltliterarische Anregungen. Charakteristisch ist dabei das Ineinanderfließen des früher Erlebten mit Informationen, die mit den eigenen gegenwärtigen Plänen übereinstimmen. Für Thomas Mann ist nicht die Quelle selbst interessant; das literarische Vorhaben betreffend sucht er vor allem nach geistiger Gemeinsamkeit (z. B. nicht einmal nach Ähnlichkeiten der Atmosphäre). Auf diese Weise kommt es oft zu Übernahmen abstrakter Art, die sich in formalen oder sprachlichen Entsprechungen usw. manifestieren. Für Mann war es charakteristisch, das Leben als „Kunstereignis“ aufzufassen, das die Wiederholung mythologischer Schemen mit sich bringt und daher dem Künstler zwecks eines höheren Abschreibens die Veranschaulichung der Ursprünglichkeit zur wichtigsten Aufgabe macht.

Prinzipiell gemeinsam ist in den 12 Abhandlungen des Bandes die Methode der Quelleninterpretation statt der der Quellenbeschreibung. Das Erbe von Goethe bei Thomas Mann ist in diesem Zusammenhang nicht als teilweise oder gar gänzlich übernommenes Prinzip künstlerischer Betrachtungsweise, sondern als Selbstbestätigung zu interpretieren. Thomas Mann verdankt dieser Auffassung entsprechend Goethe keine neuen Anregungen; er fand in ihm vielmehr die eigene Argumentations- und Denkweise betreffend einen „geistigen Wegweiser“.

Bestätigung der eigenen Position sucht er auch bei den Autoren, die ihm bei den Vorarbeiten der *Betrachtungen eines Unpolitischen* nicht nur als Stofflieferanten, sondern als prägende Vorbilder der dem Werk zugrunde liegenden Denkform zu Hilfe kamen. Nach Hermann Kurzke ist dabei vor allem Dostojewski hervorzuheben, der stofflich zu fast allen diesen Themen beitrug. Eigenartig ist allerdings die Art und Weise, wie sich Thomas Mann die Begriffe des russischen Schriftstellers zu eigen macht. Infolge der unterschiedlichen kulturellen Beschaffenheit und verschiedener Lebenslagen verliert nämlich manche bei Dostojewski eindeutige Argumentation an ursprünglicher Gültigkeit, sobald sie von Thomas Mann in einen grundsätzlich andersartigen Zusammenhang versetzt wird. Um exakt zu bleiben, löst er diese Paradoxie auf, indem er einige Begriffe von Dostojewski einerseits spaltet, andererseits nicht streng wissenschaftlich, sondern bloß als Stoff, Rohmaterial anwendet (künstlerisch-formale Quellenbenutzung).

Die Korrespondenz mit Otto Grautoff stellt so z. B. nur insofern eine Quelle für Thomas Mann dar, daß der Adressat Grautoff als ein bloßes alter ego verstanden wird, in dessen Gestalt der Briefpartner Mann sich selbst, seine eigenen Vorstellungen über Kunst und Literatur überprüft.

Zwei Studien haben Mythosinterpretationen zum Gegenstand. Hans-Joachim Sandberg geht in Bezug auf die Novelle *Tod in Venedig* den Vorbildern des griechischen Gottes Dionysos nach und anhand einer Reihe konkreter mythologischer und philosophischer Quellen zerlegt er das Werk Manns im Spiegel einer sich in Lesererlebnissen aufgebauten sog. „Lebenskunst“, in der erlebte Wirklichkeiten von der erlesenen nicht getrennt werden können.

Werner Fritzens Arbeit liegt die Gestalt Aphrodite Anadyomenes, der „nackt aus der Flut auftauchenden und bald wieder verschleierten“ Göttin zugrunde, wobei er vor allem die Kunst der verschlüsselten Anspielung und deren Ausbau zum Zentralmotiv im Lebenswerk Thomas Manns in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen stellt. Im Roman *Buddenbrooks* erscheint das Motiv bloß als „Schnörkel und Zitat“, im *Tod in Venedig* bereits als sinnerschließende Metapher, um sich schließlich in der Joseph-Tetralogie mit seinem Assoziationsfeld zusammen zum Leitmotiv, zu einer Art Integrationsmetapher „von all-bezüglicher Verwobenheit“ auszubauen, die sich selbst erzählt und sogar die epische Struktur der Geschichte weitgehend bestimmt.

Manfred Dierks leitet Manns Arbeitsweise von der Psychoanalyse ab, wobei er sich nicht nur — wie sonst üblich — auf Sigmund Freud beruft, sondern Jensens Erzählung *Gradiva* ebenfalls eine wichtige Rolle zuspricht. Er stellt Textpassagen der drei Autoren nebeneinander, um die Entsprechungen aufzuzeigen und somit beinahe Schritt für Schritt zu rekonstruieren, wie Thomas Mann Individuum und Typus, ferner die Zeitebenen der Gegenwart und der mythischen Vorzeit aufeinander bezogen und dadurch das Zusammentreten zweier Realitätsbereiche (das des Grundmusters und seiner gegenwärtigen Wiederholung) erreicht und sie zu einer psychologisierten Zeitlosigkeit verarbeitet hat (Technik der sog. Verdichtung). Die strukturbildende Erzählweise schreibt Dierks dabei Jensen, deren psychologische Durchdringung Freud zu.

Beachtenswert sind die beiden Studien, die sich einerseits mit altdeutschen Quellen in der Kunst Tomas Manns auseinandersetzen (Ruprecht Wimmer), beziehungsweise

den Erlebnis- und Lesestoff analysieren, der auf die Ansichten des Autors über Deutschland auswirkte (Hans-Rudolf Vaget).

Am Ende des Buches findet man ein Register über die Publikationen Hans Wyslings.

Anna Szabó-Peres  
(Székesfehérvár)

**Karl-Heinz Hucke: Figuren der Unruhe. Faustdichtungen,  
(= Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte. Bd. 64.)  
— Tübingen: Niemeyer 1992. 311 S.**

Die ewige, unauslöschliche Sehnsucht alles zu erfahren, alles zu besitzen, entspringt aus dem eigenen Inneren. Sie zu stillen versucht der Mensch aber immer außerhalb, draußen in der Welt. Ein Unternehmen, das von vornherein für den Mißerfolg prädestiniert ist. So wird diese unersättliche Sehnsucht zu einer steten Unruhe, verkörpert auch durch zahlreiche Figuren der Weltliteratur.

Die bekannteste und vollkommenste Verkörperung dieser Unruhe ist die Faustfigur. Faust ist zugleich Sinnbild des im 16. Jahrhundert zum Selbstbewußtsein erwachenden Bürgers und trägt bereits den Keim der Sehnsucht in sich. Das Ziel dieser Sehnsucht ist als Folge der Erkenntnis der eigenen Individualität die Selbstverwirklichung. Von Jahrhundert zu Jahrhundert werden deshalb alle Faustfiguren der Literaturgeschichte immer wieder mit den unüberwindbaren Hindernissen dieser Zielsetzung konfrontiert.

Karl-Heinz Hucke macht in seiner Untersuchung den Versuch, die kritischen Momente dieser Konfrontation darzustellen, indem er in chronologischer Reihenfolge die berühmtesten Faust-Darstellungen der Literatur hinsichtlich des Maßes erreichter Selbstverwirklichung und der Gründe für das jeweilige Scheitern analysiert.

Als erstes führt uns Hucke in die Renaissance, in die erste Station der bürgerlichen Bewußtwerdung, in der die Selbstverwirklichung durch die „*studia humanitatis*“ zum ersten Mal zur offiziellen geistigen Zielsetzung des Bürgertums wird. 1587 entsteht *Historia von D. Johann Fausten*. Der Hauptheld ist ein Vorläufer dieses Renaissance-Menschen, denn der Weg der Selbstverwirklichung ist für ihn noch die Magie. Hucke sieht Faust in diesem Werk als Gestalt der Tragik des Individuums, in einer Epoche, die strenge lutheranische Prinzipien verfolgt, deren letzter Bezugspunkt aller menschlichen Handlungen das Jenseits ist. In einer solchen Epoche mußte der Schwarzkünstler und Magier Faust notwendigerweise moralisch verurteilt werden und dem Teufel zum Opfer fallen.

Mit einer Lücke von fast 150 Jahren betrachtet Hucke die Aufklärung als nächste Station der Entwicklung des bürgerlichen Denkens, wo er besonders zwei Faustfiguren hervorhebt. Die erste wurde von einem gewissen Christlich Meynenden geschaffen. Im Gegensatz zu seinem Namen löst sich der Autor bei der Darstellung seines Helden von der religiösen Bedingtheit seiner Vorlagen. Im Geiste seiner eigenen Zeit verdammt er Faust, weil dieser sich mit Magie und Aberglauben befaßt, anstatt der Vernunft zu folgen. Dieser Faustfigur stellt Hucke Lessings Faust-Fragment gegenüber und stellt fest, daß in dieser Faustgestalt bereits die Aufklärung selbst in Frage gestellt wird. Faust wird sich der Gefahren und Grenzen der Entdeckung bewußt. Er zieht die Konsequenzen, indem er resigniert: die Erkenntnis ist keineswegs unbegrenzt, wie es die großen Denker der Aufklärung verkündeten.

Ohne Goethes *Urfaust* zu erwähnen, präsentiert Hucke als nächste „Station der Unruhe“ das Werk von Friedrich Maler Müller. Der Held wird hier mit einer bürgerlichen Welt konfrontiert, in der das Individuum seinen Traum von der Selbstverwirklichung zugunsten der Mittelmäßigkeit aufgegeben hat, mit einer Welt, die keine Ideale mehr hat, nur noch Normen, die jede individuelle Bestrebung verhindern. Maler Müller ist selbst skeptisch, was die Möglichkeiten der Selbstentfaltung betrifft und verdammt Faust deshalb zur Trägheit.

Die oben genannten Faustfiguren repräsentieren zwar verschiedene Stufen der Entwicklung des bürgerlichen Denkens, dennoch haben sie etwas gemeinsam. Wie Hucke feststellt, wollten sie die Entfaltung ihrer Persönlichkeit immer innerhalb der Gesellschaft der jeweils gegebenen Zeit. Goethes Faust dagegen strebt die Vollkommenheit im allgemeinen an, in einem einzigen Augenblick, unabhängig von Zeit und Ort. Hucke weist darauf hin, wie Goethe die Entfremdung eines perfekten Individuums von der bürgerlichen Realität darstellt. Denn je mehr der Mensch die Vollkommenheit erreicht, desto mehr entfernt er sich von allem Menschlichen. Vollkommen zu sein heißt Gott gleich zu sein, eine Utopie, die in der bürgerlichen Welt nicht Realität werden kann. Dennoch endet Goethes Drama mit der Apotheose des Dr. Faust: In der letzten Szene tritt in der Person von Faust der Mensch an Stelle Gottes und wird dadurch zu seinem eigenen Herrn und Erlöser. Dieser Augenblick der Vollkommenheit versinnbildlicht laut Ansicht Huckes die Apotheose der ganzen Menschheit.

Während Goethe noch am Schluß von Faust II arbeitet, schreibt Grabbe bereits eine Parodie dieser Apotheose in seinem Werk *Don Juan und Faust*. Hucke sieht die Parodie in der Einengung der unendlichen Perspektive von Goethes Faust in das Milieu des ländlichen Biedermeiers der Metternich-Ära. Nun wird die Utopie der Selbstverwirklichung des Individuums wegen mangelnder Perspektiven endgültig zurückgenommen. Faust ist nun kein Held der großen Taten mehr, sondern nur noch ein Held der großen Worte, denn die Schranken der Wirklichkeit sind unüberwindbar geworden. Seine Ohnmacht schlägt in Destruktivität um.

Als Endstation der Entwicklung des bürgerlichen Selbstbewußtseins betrachtet Hucke das Faust-Gedicht von Lenau, dessen Thema bereits die Hoffnungslosigkeit ist. Selbstverwirklichung und Individualität sind nur noch in Form des Leidens zu erfahren. Die menschliche Existenz selbst wird dem Leiden gleichgesetzt, ohne jede Hoffnung auf Erlösung. Faust will lediglich diesen Zustand verstehen, nicht ändern. Auch er gelangt zur Erkenntnis, daß jede Grenzüberschreitung unmöglich ist. Der Mensch bleibt immer in der Wirklichkeit gefangen und träumt von einem ursprünglichen Zustand der Bewußtlosigkeit, als die quälende Sehnsucht nach Selbstverwirklichung noch nicht geboren war.

Wenn der Anspruch, selbst ein Gott zu sein, aufgegeben werden muß, bleibt lediglich die Resignation, der Selbstbetrug und als letzte Lösung der Selbstmord. Damit ist die Entwicklungsgeschichte der Selbstverwirklichung des Individuums zu Ende, stellt Hucke resigniert fest, ohne die nachfolgenden Faustfiguren der Literaturgeschichte, wie z. B. Thomas Manns *Doktor Faustus* einordnen zu wollen.

Karl-Heinz Hucke erörtert die Veränderungen der Faustfiguren mit logischer Konsequenz, indem er die einzelnen Faust-Darstellungen der verschiedenen Epochen der Literaturgeschichte als Stadien eines einzigen Entwicklungsganges betrachtet. Leider erschweren die oft umständlichen Formulierungen und der allzu schwülstige Nominalstil auch dem germanistisch geschulten Leser den Zugang zu dieser spannenden und gedankenreichen Studie.

Anke Wolter  
(Veszprém)

**Olga Rösch: Untersuchungen zu passivwertigen Funktionsverbgefügen im Deutschen der Gegenwart. Ein Beitrag zur funktionalen Valenzgrammatik. (=Beiträge zur Germanistischen Sprachwissenschaft 8) — Hamburg: Buske 1994. 164 S.**

Das 164 Seiten umfassende Buch von O. Rösch verspricht im Titel und im ersten Kapitel (S. 11) die Untersuchung des „Verhältnisses von Form und Bedeutung“ der von ihr als passivwertig bezeichneten Funktionsverbgefüge aus funktionaler Sicht.

Diese Arbeit, die eine überarbeitete Fassung ihrer Dissertation ist, gliedert sich in fünf Teile:

- (1) Untersuchungsziel und Aufbau
- (2) Voraussetzungen für die Beschreibung
- (3) Interne Struktur der Funktionsverbgefüge
- (4) Semantische Beziehungen im passivwertigen FVG-Satz
- (5) Literaturverzeichnis

Wenn man nun die Proportionen betrachtet, stellt man fest, daß die Hälfte des Buches von vornherein nicht das vorgegebene Thema behandelt. Diese erste Hälfte weist die typischen Mängel einer Dissertation und einer Überarbeitung auf. Das Thema wird aus einem überdimensional weiten Blickwinkel angegangen, und die Verwendung von verwirrend vielen und oft einander widersprechenden Zitaten schärft auch nicht den Blick für das ursprüngliche Thema. Nicht nur die kaum überblickbare Anzahl von Zitaten, auch die falsche Schreibung der Namen und viele fehlende Angaben (z. B. bei Fillmore 1971 oder Askedal 1967 statt 1987) bereiten dem Leser Unannehmlichkeiten.

Auch die Erwartung, den terminologischen Grundapparat und dessen Definitionen in die Hand zu bekommen, erfüllt sie nicht — weder im ersten Teil (wo es logisch wäre) noch später. Das führt dazu, daß sie kontroverse Begriffe gleichwertig verwendet.

Die nächste Überraschung folgt, wenn man die Untertitel (z. B. Passiv und Passivität S. 27, Konversion S. 44, Satzgliedfunktion S. 58) aufschlägt. Das im Untertitel angegebene Thema wird in einigen halben Sätzen nur andeutungsweise behandelt und an anderen — unerwarteten — Stellen im ganzen Buch verstreut wieder aufgegriffen oder auch ohne eine befriedigende Stellungnahme fallengelassen. Im Kapitel „Passiv und Passivität“ geht es z. B. um die traditionelle Aufteilung des Passivs und ihre Terminologie und nicht um die methodologisch notwendige Unterscheidung der beiden Begriffe.

Der Einführung des Begriffes 'medial' widmet die Verfasserin sieben Kapitel, trotzdem kommt sie über die schon im Kapitel 2.2.1.3. (S. 38) angeführten Feststellungen nicht hinaus. Also erhellt dieser Begriff nicht mehr, als ohnehin schon bei der Charakterisierung der passivwertigen Funktionsverbgefüge postuliert wurde, und der ihr überhaupt den — empirisch leicht nachvollziehbaren — Anlaß gab, die Semantik dieser Erscheinung zu untersuchen.

Auch in der zweiten Hälfte des Buches nimmt das passivwertige Funktionsverbgefüge nur eine marginale Stellung ein (es wird ungefähr auf 10 bis 20 Seiten abgehandelt). Andere wichtige und interessante Themen werden übersprungen oder ignoriert (S. 122, S. 124). Die Verfasserin versucht möglichst viele Probleme zusammenzutragen. Diese werden aber nicht genügend beleuchtet und diskutiert.

Wegen den fehlenden Definitionen kann man im ersten Teil keine klare Zielsetzung feststellen, und aus dem selben Grund läßt sich auch kein vertretbarer (oder auch nicht vertretbarer) Standpunkt in der zweiten Hälfte des Buches ermitteln.

Das Literaturverzeichnis bietet eine große Auswahl (177 Artikel und Bücher), vor allem einen geschichtlichen Überblick. Schade nur — über die schon oben erwähnten philologischen Mängel hinaus —, daß sie die neuste Literatur nur wenig rezipiert hat (je zwei Artikel vom Jahre 1990, 1991, 1992).

*Edit Görbicz*  
(Budapest)

**Valéria Molnár: Das TOPIK im Deutschen und im Ungarischen. (Lunder germanistische Forschungen 58.) — Stockholm: Almqvist & Wiksell International 1991. 297 S.**

Seit den Forschungen von Katalin É. Kiss wird das Ungarische in der generativ geprägten Fachliteratur häufig als Paradebeispiel für eine Sprache bewertet, deren Satzstruktur nicht auf X-bar-theoretischen Annahmen basiert, sondern vielmehr auf den (mehr oder weniger) traditionellen Annahmen über das logische Subjekt und das logische Prädikat. Das X-bar-Schema als Kernstück der Universalen Grammatik (UG) besagt, daß alle syntaktischen Einheiten (Phrasen genannt) inklusive der Sätze nach dem gleichen Muster aufgebaut sind: jede Phrase besteht aus einem spezifischen obligatorischen Element (Kopf), das zusätzlich eine Menge von anderen Kategorien fordert, die sich in ihrem Verhältnis zum Kopf unterscheiden: Objekte sind immer Schwestern zum Kopf, während Subjekte höher in der Hierarchie stehen als Köpfe und Objekte. Eine solche Analyse wird auch für das Deutsche angenommen.

Das Ungarische hingegen sei anders strukturiert. Hier werde die Satzstruktur nach kommunikativer Gliederung aufgebaut. Nach Molnárs überzeugendem Versuch, die syntaktischen Eigentümlichkeiten des Topiks auf der Basis der Pragmatik zu beschreiben, spielen dabei drei traditionelle Auffassungen über die Informationsstruktur eine Rolle: die Topik-Kommentar-Struktur (TKS) (= Darstellungsebene des Satzes), die Thema-Rhema-Struktur (TRS) (= Empfängerebene des Satzes) und die Fokus-Hintergrund-Gliederung (FHG) (= Senderebene des Satzes). Das Topik des Satzes fungiert als das logische Subjekt, zu dem der Kommentar eine prädikative Beziehung aufbaut. Im Prädikat wird also etwas über das Topik ausgesagt. Nun ist aber klar, daß kommunikative Bedürfnisse auch besondere Strukturen erzeugen können. Diese werden durch die FHG erfasst. Durch die FHG wird vom Sprecher (Sender) ein Identifizierungseffekt verwirklicht, den der Hörer als Gliederung in alte und neue Information (TRS) wahrnimmt.

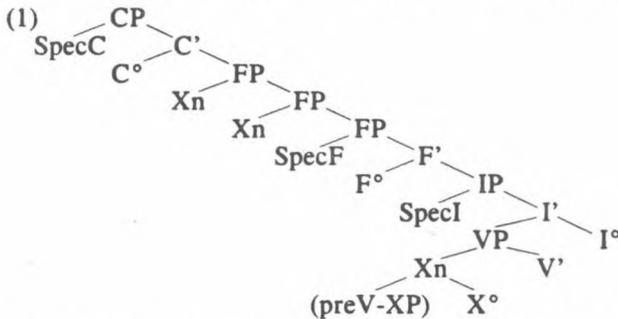
Aus diesen Überlegungen folgt nun, daß eine Untersuchung des Topiks mindestens einen grammatischen (nämlich Syntax) und einen außergrammatischen Aspekt (Pragmatik) enthalten muß. Die FHG ist jedoch mit besonderer Akzentuierung bestimmter Elemente verbunden, was nahelegt, daß auch phonologische Fakten zu berücksichtigen sind. In der Tat legt Molnár ihrer Arbeit diese Gliederung zugrunde. Die Autorin gibt nach der Einleitung (Kap. 1.) zunächst einen kurzen Forschungsüberblick (Kap. 2.), in dem die Grundlagen einer geeigneten Definition des Topiks diskutiert werden. Die Präzisierung dieser Definition erfolgt im Kapitel 3. Im Kapitel 4. wird dann der pragmatische Bezugsrahmen für die grammatischen Korrelate des Topiks erörtert, wobei vor allem auf die Informationsstruktur des Satzes abgehoben wird. Das fünfte Kapitel ist der Syntax des Topiks gewidmet. Hier nimmt die Autorin sowohl eine gründliche Analyse als auch einen Vergleich der deutschen und der ungarischen Satzstruktur vor. Dabei werden die gängigen Theorien über diese Strukturen kritisch

überprüft und weiterentwickelt. Im Kapitel 6. werden die phonologischen Eigentümlichkeiten des Topiks näher angeschaut. Im Sinne einer modularen Auffassung des Grammatik-Pragmatik-Verhältnisses, die Molnár bei ihren Untersuchungen zugrundelegt, besteht nun eine gewisse Korrelation zwischen der Grammatik des Gesagten (d. h. hier Syntax und Phonologie) und dem entsprechenden Gemeinten (d. h. Pragmatik) in einer gegebenen Situation. Einige dieser Konsequenzen werden dann im Kapitel 7. erörtert. Schließlich werden die wichtigsten Ergebnisse der Untersuchungen im Kapitel 8. zusammengefaßt.

M. E. bedarf jedoch das oben skizzierte schlüssige Bild zumindest partieller Modifizierungen, wie die folgenden — in erster Linie syntaktischen — Schwierigkeiten zeigen.

1. Die Arbeit von Molnár behandelt einen breiten Themenkomplex. Damit stellt sie selbst einen hohen Anspruch, dem sie aber nur zum Teil gerecht wird. Abgesehen davon, daß sie das Topik als inhärent pragmatische Kategorie begreift (S. 41ff.), widmet sie der Syntax weit mehr Raum (etwa zwei Drittel der Arbeit) als der eigentlichen pragmatischen Charakterisierung. Dies dürfte m. E. damit zusammenhängen, daß man in der Grammatiktheorie eine sicherere Basis zur Behandlung des Topiks hat, während der heutige Zustand der Pragmatiktheorie eine ausführliche Charakterisierung des Topiks als schwierig erscheinen läßt. Nun ist es aber möglicherweise so, daß die faktisch schwierigeren Probleme die theoretisch interessanteren sind. In diesem Sinne hätte hier etwas mehr geleistet werden können und müssen. Man denke beispielsweise an folgende Bereiche:
  - (i) Was sind die pragmatischen Korrelate des syntaktischen Topiks, d. h. welche pragmatischen Bedingungen müssen vorliegen, damit man eine Satzkonstituente syntaktisch als Topik versteht? Molnár skizziert eine Möglichkeit, die jedoch im Detail nicht ausgearbeitet ist.
  - (ii) Es wird öfters darauf hingewiesen, daß das Grammatik-Pragmatik-Verhältnis modular konzipiert ist. Das setzt dann Interaktion zwischen bestimmten Einheiten der Syntax und Pragmatik voraus. Wie dies im Falle des Topiks aussieht, hätte konkreter erläutert werden können.
2. Auf S. 94ff. wird die CP/TP-Hypothese von Müller & Sternefeld (1991) diskutiert. Die Autorin weist — zu recht — darauf hin, daß die Anwendung der Haiderischen Annahme von sog. „matching projections“ zur massiven Übergenerierung führt. Auf der anderen Seite gibt es aber Schwierigkeiten mit dem Prinzip der Sichtbarkeit, da dieses die Annahme einer Topikphrase im Deutschen als ad hoc erscheinen läßt im Gegensatz zu der CP-Projektion. Dies ist aber, soweit ich sehe, im Ungarischen nicht der Fall. Hier ist die Topikphrase klar sichtbar, zumal eine komplementäre Distribution zwischen der Position der subordinierenden Konjunktionen (C°) und den finiten Verbteilen (wie es im Deutschen der Fall ist) nicht vernünftig begründet werden kann. Merkwürdigerweise nützt Molnár diese Beobachtung nicht aus. Man beachte schließlich, daß dies möglicherweise auch ein Argument gegen die Beschreibung des Ungarischen als eine SOV-Sprache darstellt (s. unten).

3. Auf S. 142ff. schlägt Molnár folgende Satzstruktur für das Ungarische vor:



Eine solche Struktur ist aber m. E. aus mehreren Gründen inadäquat.

- (i) Die Aufspaltung der VP ist nicht X-bar-konform. Der vorgeschlagene Aufbau impliziert nämlich, daß die VP quasi zwei Köpfe hat (die Kategorie V' muß auch einen Kopf haben), wofür es überhaupt keine Evidenz gibt. Im Sinne der X-bar Theorie sollte Xn innerhalb der VP eine Projektion von V° sein, nämlich V'. Zwei Kategorien der Barstufe eins als Schwestern voneinander sind aber „unfähig“, eine Phrase zu projizieren.
- (ii) Wenn die VP-interne Subjekt-Hypothese angenommen wird, erübrigt sich die Notwendigkeit einer separaten IP-Projektion. Die IP-Projektion in den traditionell etablierten Vorschlägen für das Englische dient(e) zur Erfassung der besonderen Eigenschaften des Subjekts: das Subjekt bekommt vom Verb eine thematische Rolle zugewiesen, während Kasus von I° in die SpecI-Position weitergereicht wird. Abgesehen davon, daß eine solche Analyse in der letzten Zeit sehr umstritten ist, kann sie für das Ungarische auch nicht zutreffen. Molnár's Idee ist nämlich, daß das Ungarische eine SOV-Sprache ist. Dann müßte sie aber auch eine obligatorische V°-I°-Bewegung annehmen, um die Spezifikator-Kopf-Kongruenz bei Verbletzstellung zu gewährleisten, so wie das bei Marácz (1989: 33ff.) — dem einzig ähnlichen Vorschlag für das Ungarische — passiert. Darüber wird aber nichts gesagt. Die VP-interne Subjekt-Hypothese leistet dies alles (d. h. SOV-Abfolge, und Kasusposition für das Subjekt in SpecVP, so daß die IP-Projektion wegfallen könnte) in einem Zuge, sie wäre also auf jeden Fall vorzuziehen.
- (iii) Laut Molnár besteht die Fokusbewegung aus zwei Operationen: einerseits wird (a) das Verb zunächst obligatorisch in die F°-Position bewegt, und andererseits wird (b) eine maximale Projektion (eine Phrase) nach SpecF verschoben, weil das bewegte Verb unter Adjazenz seine Fokusmerkmale zu vergeben hat. Dies bedeutet nun nicht weniger, als daß in jedem Satz ein fokussiertes Element vorliegen muß. Das ist aber m. E. nicht der Fall, cf.

(2) [XP 'János 'várta 'Évát a 'mozi 'elött]

Janos wartete Eva-Akk vor dem Kino

'Janos wartete auf Eva vor dem Kino'

Unklar ist in diesem Zusammenhang noch, wie (und ob) das vorgeschlagene Modell Fälle erklären kann, wo fokussierte Elemente hinter dem Verb verbleiben.

Schließlich noch eine Beckmesserei am Rande. Die Idee einer selbständigen Fokusprojektion wird auch von Bródy (1990) diskutiert. Er postuliert allerdings eine fakultative Fokusphrase, die nur dann vorhanden ist, wenn ein Element besonders hervorgehoben (d. h. fokussiert) werden soll (BRÓDY 1990:98ff.). Anderenfalls wird der Satz von einer Kategorie dominiert, die sonst neutrale Sätze dominiert (möglicherweise VP, vgl. jedoch É. Kiss (1992:70) sowie Szigeti (1994)). Unter Bezugnahme auf Unterschiede zwischen dem Englischen und dem Ungarischen setzt er diese fakultative FP anstelle der IP an (s. VP-interne Subjekt-Hypothese). Molnár konnte jedoch diese Annahmen nicht diskutieren.

- (iv) Die Topikalisierung wird bei Molnár als Bewegung in eine an FP adjungierte Position begriffen. Abgesehen von der intuitiv einleuchtenden Idee, daß topikalisierte Elemente immer vor fokussierten auftreten, ist eine solche Bewegung aus mehreren Gründen problematisch.
- Es gibt massive konzeptionelle Evidenz gegen die Annahme, daß Topikalisierung als Adjunktion anzusehen ist. Man könnte dann nur schwer zwischen Scrambling und Topikalisierung unterscheiden.
  - Wie Beispiel (3) zeigt, gibt es auch Sätze, wo nur topikalisierte Elemente auftreten, aber keine fokussierten, cf.

(3) Imre 'ismeri Manuela't.

Imre-nom kennt Manuela-acc

'Imre kennt Manuela.'

Es ist m. E. zumindest problematisch, anzunehmen, daß in diesem Fall das vorn stehende Element in die an FP adjungierte Position bewegt wird, wobei SpecFP ungefüllt bleibt, zumal die Abfolge in (3) mit der Abfolge übereinstimmt, die die meisten Sprecher als unmarkiert empfinden (vgl. (2) oben).

- (v) Möglicherweise ist hier die Autorin zu einer Argumentation gezwungen, die sie überhaupt nicht führen sollte. Man beachte, daß mehrere ihrer Argumente für die vorgeschlagene Satzstruktur auch aus einer SVO-Grundabfolge ableitbar sind (vgl. insbesondere S. 151f.). Dies hätte dann auch den Vorteil, mehr im Einklang mit den Daten zu stehen (vgl. (2) und (3)).
4. Molnárs Arbeit ist bislang die einzige unter den generativistisch geprägten Studien, die eine kontrastive Untersuchung vornimmt, die das Verhalten des Deutschen im Vergleich zum Ungarischen untersucht. Ein großes Verdienst der Autorin ist weiterhin, daß sie dies unter Mitberücksichtigung der Pragmatik tut, indem sie von einer pragmatisch orientierten Definition von Topik ausgeht und versucht, diese Kriterien bei der Analyse beider Sprachen geltend zu machen. Natürlich kann eine erste Arbeit nicht alle Probleme auf einmal lösen, zumal diese recht verzwickelt sind. Wieder einmal hat sich also erwiesen, daß Sprachvergleiche zwar sehr gefragt und nützlich sind, jedoch theorieinterne und interpretative Schwierigkeiten nicht per se aus der Welt schaffen. Mit einigen dieser Schwierigkeiten wird die Forschung noch eine Weile beschäftigt sein. Die oben angedeuteten Probleme enthalten einige Ansatzpunkte dazu.

### Literaturverzeichnis

ABRAHAM, W. – DE MEIJ, S. (Hrsg.): *Topic, Focus and Configurationality*. Amsterdam – Philadelphia 1986.

- ABRAHAM, W. (Hrsg.): *Satzglieder im Deutschen. Vorschläge zu ihrer syntaktischen, semantischen und pragmatischen Fundierung.* (= Studien zur deutschen Grammatik 15). Tübingen 1982.
- BRÓDY, M.: *Remarks on the Order of Elements in the Hungarian Focus Field.* — In: KENESEI, I. (Hrsg.): *Approaches to Hungarian.* 3. Szeged 1990, S. 95-122.
- CHOMSKY, N.: *A Minimalist Program for Linguistic Theory.* — In: *MIT Occasional Papers in Linguistics* 1. Cambridge Mass. 1992.
- HAIDER, H.: *Matching projections.* — In: CARDINALETTI, A. — CINQUE, G. — GIUSTI, G. (Hrsg.): *Constituent structure.* Dordrecht 1988, S. 101-123.
- HÖHLE, T. N.: *Explikationen für „normale Betonung“ und „normale Wortstellung“.* — In: ABRAHAM, W. (Hrsg.): *Satzglieder im Deutschen. Vorschläge zu ihrer syntaktischen, semantischen und pragmatischen Fundierung.* (= Studien zur deutschen Grammatik 15). Tübingen 1982 S. 75-153.
- HORVÁTH, J.: *Focus in the Theory of Grammar and the Syntax of Hungarian.* Dordrecht 1986.
- KÁLMÁN, L.: *Word Order in Neutral Sentences.* — In: KENESEI, I.: (Hrsg.) *Approaches to Hungarian.* 1. *Data and Descriptions.* Szeged 1985, S. 13-23.
- KÁLMÁN, L.: *Word Order in Non-Neutral Sentences.* — In: KENESEI, I.: (Hrsg.) *Approaches to Hungarian.* 1. *Data and Descriptions.* Szeged 1985, S. 25-37.
- KENESEI, I.: (Hrsg.) *Approaches to Hungarian.* 1. *Data and Descriptions.* Szeged 1985.
- KENESEI, I.: (Hrsg.) *Approaches to Hungarian.* 3. Szeged 1990.
- KENESEI, I. — PLÉH, Cs. (Hrsg.): *Approaches to Hungarian.* 4. *The Structure of Hungarian.* Szeged 1992.
- KISS, K. É.: *Configurationality in Hungarian.* Budapest 1987.
- KISS, K. É.: *NP-movement, Operator Movement, and Scrambling in Hungarian.* — In: KENESEI, I. — PLÉH, Cs. (Hrsg.): *Approaches to Hungarian.* 4. *The Structure of Hungarian.* Szeged 1992, S. 67-98.
- MARÁ CZ, L.: *Asymmetries in Hungarian.* Ph. D. Dissertation. University of Groningen, 1989.
- MÜLLER, G. — STERNEFELD, W.: *Improper Movement.* Ms. Universität Konstanz, 1991.
- SZIGETI, I.: *Zur Phrasenstruktur im Deutschen und im Ungarischen.* Ms. Universität Tübingen, 1994.

Imre Szigeti  
(Debrecen – Budapest)

